Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 42 (1938-1939)

Heft: 3

Rubrik: [Impressum]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ich steckte meinen Oberkörper durch, stützte die Arme auf ihn, und zum zweitenmal an diesem Tage hatte ich das beseligende Gefühl: nun bist du gerettet.

Jetzt erst blickte ich mich um. Das Meer war übersät mit Koffern, Handtaschen, photographischen Apparaten. Sie trieben an mir vorüber, ich hätte nur die Hand ausstrecken müssen. Ein Wunschtraum aus meiner Knabenzeit wurde in mir wach: auf eine Insel verschlagen sein und in angeschwemmtem Strandgut nach Schätzen stöbern! Aber wie so manche Erfüllung war auch diese eine Enttäuschung. Die Schätze waren für mich wertlos, hindernd sogar und dadurch gefährlich. Außerdem empfand ich es beschämend, aus einer so entsetzlichen Katastrophe Vorteile zu ziehen. Viele schöne brauchbare Dinge zogen in langer Reihe an mir vorbei; ich ließ sie ziehen.

Der Saint Philibert trieb noch eine Weile auf dem Meere. Dutzende Menschen hielten sich an ihm fest, einer saß sogar oben auf dem Kiele, wohin ihn offenbar eine Sturzwelle geschleudert hatte, und betrachtete sich wahrscheinlich als gerettet. Und dann kam der schreckliche Augenblick, den ich schon lange befürchtet hatte: das Schiff sank. Einige Sekunden war die Luft erfüllt von schrillen Schreien, die sogar das Brausen des Meeres übertönten. Dann war alles still, unheimlich still. Nur die Wellen klatschten, gurgelten und sausten in ewigem Einerlei.

Nun erst kamen die Leichen an die Oberfläche. Meistens waren es Frauen, die Haare trieben aufgelöst vor ihnen her, die Röcke waren meist über ihr Gesicht geschlagen. So kamen sie von allen Seiten auf mich zu, zwanzig, dreißig auf einmal, sie kreisten mich ein, — ich verlor die Herrschaft über meine ohnedies überanstrengten Nerven, mit Händen und Füßen stieß ich die ungebetenen Gäste von mir, als wären es Feinde. Niemals an diesem an Gefahren so reichen Tag hatte ich das Gefühl der Angst so nah erlebt wie inmitten dieser herangeschwemmten Frauenleichen.

Nun sah ich, so hoch mich die Wellen zuweilen auch hoben, keinen Lebenden mehr. Der Gedanke, im weiten Umkreis einen Leidensgenossen zu haben, hätte mich mit Trost erfüllt, obwohl er mir nicht hätte helfen können. Noch einmal erkannte ich, daß meine Rettung nicht gewiß sei, ja sie schien mir mit einmal ganz unwahrscheinlich. Ich entdeckte an meinem Rettungsgürtel zwei Griffe, durch die ich meine Arme durchstecken konnte, so würde ich auch in meinem Ring bleiben, selbst wenn ich ohnmächtig werden sollte.

Auf und nieder. Immer wieder: auf und nieder. Manchmal begräbt mich eine Welle, dann halte ich den Atem an. Manchmal schwimmen mir meine Beine wagrecht davon, dann muß ich „wassertreten", um wieder in aufrechte Lage zu kommen. Das Bewußtsein habe ich nie verloren, dafür sorgten schon die peitschenden kalten Wellen. Nach einer Unendlichkeit, die später als eine Zeitspanne von drei Stunden festgestellt wird, taucht endlich ein Schiff auf. Der Küstenwächter von St. Nazaire hatte den Untergang des Philibert beobachtet, und nun nähert sich der Dampfer „Pornic" zur Rettung der Überlebenden. Ich schreie, winke, gebe meine letzte Kraft her.

Man hat mich bemerkt. Das Schiff, das wie ein Meeresungeheuer groß und schwarz direkt auf mich zukommt, macht auf mich aber eher den Eindruck, es wolle mich zermalmen als mich retten. Ein Seil fliegt auf mich zu, ich kann es nicht erreichen. Das Ungeheuer ist ganz nah, das zweitemal wird das Seil geworfen, ich beiße die Zähne zusammen, schwinge mich nach vorn.

Nun habe ich es. Ich wickle es um den Leib und werde schon durch die Luft gezogen, schlage an die Bordwand an, krieche mit den Beinen empor — und zum dritten — und letzten — und endgültigen Mal: ich bin gerettet.

Ich kann nicht gehen, meine Beine sind gefühllos, sie klappen unter mir weg. Man bringt mich ins Bett unter eine warme trockene Decke und flößt mir schwarzen Kaffee mit Rum ein. Außer mir konnten sich noch sieben retten, fünf in einem Boot und zwei, gleich mir, in einem Rettungsring. Nun liegen wir in einer Reihe und fahren zurück ins Leben. Acht von fünfhundert.

Peter Fabrizius.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Zürich 7, Rütistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!) ☛ Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich.